

Sabine Schneider, geboren 1969 in Eltville am Rhein, in Göttingen aufgewachsen. Studium der Angewandten Geografie/Fremdenverkehrsgeografie an der Universität Trier. Sie lebt in Klausen/Mosel und arbeitet in Trier.

Stephan Brakensiek, geboren 1968 in Dortmund. Studium der Kunstgeschichte, Geschichte, Politikwissenschaft und Publizistik an der Ruhr-Universität Bochum. Nach verschiedenen Tätigkeiten im Ruhrgebiet lebt und arbeitet er seit 2004 in Trier.

SABINE SCHNEIDER/STEPHAN BRAKENSIEK

# Im Schatten der Wallfahrt

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Micheline und Alfred, Heide und Helmut

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: age fotostock/LOOK-foto  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2015  
ISBN 978-3-95451-544-8  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

*Abschied liegt im Blut  
Nimmerwiedersehen  
Schritte fern verhallen  
Nebelschleier fallen  
nie mehr wird es schön*  
Ilse Kibgis

## PROLOG

Rosi hatte recht. Beim Kaffee kam es nicht darauf an, ob man ihn aus einer guten Filtermaschine oder einem gut gewarteten Vollautomaten bekam. Wichtig war vielmehr, dass die Bohnen die nötige Qualität und den richtigen Grad der Röstung hatten. Und bei dem, was er gerade auf einem Papptablett vor sich her trug, das eher an einen Eierkarton als an eine Servierhilfe erinnerte, war sich Ferschweiler nicht sicher, was tatsächlich zum Aufbrühen verwendet worden war.

Auch hatte der Trierer Hauptkommissar keinen blassen Schimmer, ob dort, wo er den Kaffee gekauft hatte, noch ehrlich aufgebriht oder so verfahren wurde, wie es ihm sein Freund Berthold, der an der Universität ein Bistro des Studierendenwerks leitete, schon öfters auch für die Kneipe seiner Freundin Rosi, »Zum Standhaften Legionär«, empfohlen hatte: Kaffeepulver im Filter lassen, einen Messlöffel neues draufhäufen und die Maschine erneut mit frischem Wasser durchlaufen lassen. Berthold schwor Stein und Bein, dass niemand diese – wie er sie bezeichnete – Variante bemerken würde.

Rudolph Ferschweiler, von seinen Freunden und Kollegen nur Rudi genannt, war dies aber im Moment völlig egal. Er brauchte nun einen starken Schwarzen. Die vergangenen Tage waren hart gewesen, Schweres lag noch vor ihm.

Eigentlich hatte er für heute einen Termin beim Friseur gehabt, um seine langen schwarzen Haare, die er immer zu einem Zopf zusammengebunden trug, deutlich kürzen zu lassen. Sie wurden ihm allmählich lästig. Doch einen Kurzhaarschnitt, wie die meisten seiner Kollegen ihn bevorzugten, konnte er sich nicht vorstellen.

Lange schon war Ferschweiler nicht mehr so früh morgens auf dem Hauptmarkt gewesen. Alles wirkte ruhig. Menschen waren keine zu sehen. Nur entfernt in der Simeonstraße, in der Nähe der Porta Nigra, meinte er, vereinzelte Gesänge von spät

heimkehrenden Partygängern zu vernehmen. Schnell schritt er von der Filiale des amerikanischen Burgerbraters, die sich in einem der in den 1960er-Jahren wieder aufgebauten Bürgerhäuser befand, Richtung Dom. Es waren keine zweihundert Meter. Und das Wetter war schon seit Tagen blendend. Zwar war es für April eigentlich viel zu warm, doch die Sonne war nach dem langen, schneereichen Winter von allen sehnlichst erwartet worden. Fünfzehn Grad zeigte das Thermometer neben dem Ladenschild eines Optikers in der Nähe der Gangolf-Kirche, die sich an der südlichen Seite des Hauptmarkts majestätisch hinter der ihr vorgelagerten schmucken Häuserzeile erhob.

Trotzdem fröstelte es Ferschweiler.

Insgesamt war seine Stadt eher beschaulich. Viel passierte hier nicht, was die Kriminalpolizei zu interessieren hatte. Doch nun, im Vorfeld der am kommenden Donnerstag zu eröffnenden Heilig-Rock-Wallfahrt, war alles anders. Menschen strömten massenhaft in die Moselmetropole, und mit ihnen nahmen auch die Probleme zu. Aber was den Kommissar nun seit knapp fünf Tagen auf Hochtouren beschäftigte, das suchte seinesgleichen – nicht nur in Trier.

Nachdenklich war Ferschweiler durch die Sternstraße gegangen und hatte die blickdichten, knapp zwei Meter hohen Absperrungen auf dem Domfreihof erreicht, die seine Kollegen vor dem Komplex des Palais Walderdorff am vergangenen späten Abend errichtet hatten. Nicht mehr weit von hier standen zwei große Transporter, vor denen es von teilweise maskierten Uniformierten nur so wimmelte. Ferschweiler öffnete die Tür des rechten Busses und stieg ein. Drinnen herrschten schlechte Luft und miese Stimmung.

Missmutig blickte ihm sein Kollege Wim de Boer aus müden Augen entgegen. Ein anderer Mitarbeiter saß apathisch neben ihm. Nachtschicht war für beide offensichtlich nicht die bevorzugte Arbeitszeit, zumal de Boer noch rekonvaleszent war.

»Gut, dass du wieder da bist, Rudi.«

»Wieso? Ist etwas passiert? Hat er sich gemeldet?«

»Nein, nichts.«

De Boer blickte wieder auf die beiden vor ihm stehenden Monitore, auf denen in stetem Wechsel Bilder von mindestens fünf Kameras zu sehen waren, die in allen nur erdenklichen Perspektiven den Bus im Visier hatten, der quer vor dem Hauptportal des Doms stand. Dort würde in wenigen Tagen eines der wichtigsten Ereignisse der katholischen Christenheit in diesem Jahr beginnen: die Wallfahrt zur Tunika Christi, zu dem Hemd Jesu Christi, um das die römischen Soldaten am Fuße des Kreuzes nach Meinung der Kirche gewürfelt hatten. Kaiserin Helena hatte es, so die Legende, einst nach Trier gebracht, wo es 1512 zum ersten Mal in einer sogenannten Heiltumsweisung unter Anwesenheit des römisch-deutschen Kaisers den Gläubigen gezeigt worden war.

»Alles ist genauso ruhig wie vor zwanzig Minuten. Aber ich könnte mal etwas frische Luft gebrauchen. Könntest du mich ...«

»Was für ein Alptraum«, entfuhr es Ferschweiler, der anscheinend nichts von dem gehört hatte, was de Boer gesagt hatte. »Hast sich der Bischof schon geäußert?«

»Nein.« De Boer klickte resigniert und lustlos von Kamera zu Kamera weiter. »Aber der Generalvikar will gegen neun gemeinsam mit Dr. Süß eine Pressekonferenz abhalten. Gerade kam die Nachricht.«

»Soll ich etwa dabei sein?« Ferschweiler blickte seinen jungen Kollegen, den alle im Polizeipräsidium »den Holländer« nannten, gespannt an.

»Da hat der Präsident nichts von gesagt. Aber du kennst Dr. Süß ja. Wart es einfach ab.« Dann schaute de Boer kurz auf. »Hast du mir wenigstens einen Kaffee mitgebracht?«

»Klar, hier, bitte.« Ferschweiler schien wie aus Gedanken zu erwachen und reichte seinem Kollegen einen der drei mit einem Plastikdeckel verschlossenen Pappbecher. »Auch für Schorsch habe ich einen dabei. Willst du?«

Doch der Angesprochene, Georg Wingerts Zahn-Lichtmeß, reagierte nicht. Vielmehr starrte er wie gebannt auf seinen Bildschirm. »Da«, sagte er voller Aufregung, »seht! Die hintere Tür des Busses öffnet sich! Es tut sich was.«

Ferschweiler trat hektisch näher. Auch de Boer hatte sich von seinem Stuhl erhoben und schaute Wingertszahn-Lichtmeß konzentriert über die Schulter. Wie die Kameras zeigten, kam beim Sondereinsatzkommando ebenfalls Unruhe auf. Was sollte das zu bedeuten haben? Sollte alles nun doch ein schnelles und gutes Ende finden?

## EINS

Knapp eine Woche zuvor ...

Die Atmosphäre der Viehmarktthermen hatte er schon immer gemocht. Die antiken Fundamente, die nun als Wände einer leicht labyrinthisch angelegten Raumfolge dienten, dann die alten Brunnenschächte und nicht zuletzt die große Fläche im Zentrum der Anlage, die Oswald Mathias Ungers vor Jahren mit einem für ihn grandiosen Glaskubus überbaut hatte. Große Kunst, gute Architektur war sie für ihn – und damit in gewisser Weise auch ein Ausdruck für sein Bestreben, in seiner Zeit als Bau- und Wirtschaftsdezernent seiner Heimatstadt Trier ein neues, ein modernes Gesicht zu geben.

Nun stand er auf dem oberen Absatz der großen Metalltreppe, die den Zentralraum mit den übrigen, etwas höher und unter dem Viehmarktplatz gelegenen Bereichen verband, und schaute auf die letzten Vorbereitungen, die zur anstehenden Veranstaltung noch getroffen werden mussten. Für ihn würde der heutige Tag ein Tag des Triumphes sein. Heute würde er hier vor den versammelten Honoratioren aus Stadtverwaltung, Politik, Wirtschaft, Kulturbetrieb und Kirche seine neue Vision des Viehmarktviertels vorstellen. Vorbei würde es sein mit den schmutzigen Ecken und Gassen hinter der Europahalle und dem großen Hotelkomplex, der in den letzten Jahren immer wieder den Betreiber gewechselt hatte. Vorbei würde es dann auch sein mit dem schlechten Image dieses Teils seiner Stadt, und Trier würde außerhalb seiner Stadtgrenzen noch interessanter werden, sowohl für die Menschen des näheren Umlands als auch für die der Großregion.

Er wollte die Moselmetropole zum grenznahen Shopping-Paradies machen. Vor einigen Jahren war ihm mit den »Moselarkaden« ein erster Schritt dazu gelungen.

Zufrieden strich er sich über seine fliederfarbene Krawatte, als er an die Widerstände dachte, die er damals in der Kommunalpolitik und bei den Kaufleuten hatte niederkämpfen müssen.

Was ihn am meisten mit Stolz erfüllte, war der Umstand, dass von den pessimistischen Unkenrufen, die seinerzeit einen Verfall und einen Exodus der kleineren Läden und Geschäfte in der Innenstadt prognostiziert hatten, nichts eingetroffen war. Sicherlich, der eine oder andere Unternehmer hatte aufgeben müssen. Aber war das nicht immer so im Alltag des Geschäftslebens? Fressen oder gefressen werden, das war doch auch hier ein unumstößlicher Grundsatz.

Laut begann sein Magen zu knurren. Wie passend, dachte er und schaute sich um, ob er schon Auguste LePetit entdecken konnte, den er für die Versorgung seiner Gäste verpflichtet hatte. Es war nicht ganz einfach gewesen, diesen ehemals in der Region berühmten Koch aus dem Burgund, der sich inzwischen als Kantinenchef im Polizeipräsidium weit unter seinem Wert verdienen musste, zu überreden, hier heute *front cooking* zu betreiben. Aber er hatte wie fast immer einfach die besseren Argumente gehabt und dem kleinen dicken Franzosen das Gefühl vermittelt, noch einmal zu alter Größe auflaufen zu können.

»Da sind Sie ja, Herr Jungbluth«, hörte er hinter sich jemanden sagen. »Ich habe Sie schon überall gesucht.«

Es war seine Sekretärin, Maria Surges, die sich ihm, wie es so ihre Gewohnheit war, fast lautlos auf ihren flachen Schuhen genähert hatte.

»Der Herr Oberbürgermeister ist in Begleitung zweier Herren soeben eingetroffen. Wollen Sie ihn begrüßen?«

Jungbluth war erstaunt und schaute auf seine Uhr. Jetzt schon? Sollte er sich in der Zeit vertan haben? Doch dann dämmerte es ihm, warum der OB Dieter Dombrowski früher gekommen war als die übrigen Gäste, und er fühlte sich plötzlich um zwei Zentimeter gewachsen.

»Danke, Maria«, sagte er und eilte zum Aufzugschacht, aus dem der Politiker gleich wohl aussteigen würde.

»Hallo Dieter«, sagte er, als die Türen aufglitten und das Stadtoberhaupt aus dem Aufzug trat. Er hatte für den heutigen Abend sogar seine Amtskette angelegt und lächelte leicht verlegen, als er Jungbluths Hand ergriff.

»Guten Abend, CT, alles Gute zum Geburtstag, mein Lieber. Ich hoffe, es ist dir nicht unangenehm, dass ich schon etwas früher gekommen bin. Aber ich wollte dir noch einen sehr interessanten Herrn vorstellen, der dir ein geniales Angebot unterbreiten möchte«, sagte der Oberbürgermeister.

»Kein Problem, ich freu mich«, entgegnete Carl-Theodor Jungbluth, der wegen der Initialen seines Vornamens von vielen CT genannt wurde. Er schaute interessiert in die Gesichter der beiden Männer, die hinter dem Oberbürgermeister den Lift verließen.

»Darf ich vorstellen?«, sagte Dombrowski und deutete auf den Herrn zu seiner Rechten. »Das ist der Unternehmensberater Dr. Michael Merseburger. Er ist Europachef der ›Arabian Immovesta«, die uns den aktuell diskutierten Vorschlag für das neue Einkaufszentrum gemacht hat. Bisher hatten wir es immer nur mit dem Deutschlandchef, Manfred Buck, zu tun. Und Niels Baron, der sich ebenfalls nun in diesem Metier betätigt, den muss ich dir ja nicht erst vorstellen. Herr Baron hat Dr. Merseburger erst vor einer Stunde mit mir bekannt gemacht. Beide haben aber ein so interessantes Angebot unterbreitet, dass ich es nicht versäumen wollte, es dir heute noch vorstellen zu lassen. Du verzeihst mir doch, dass ich die beiden so einfach mitgebracht habe?«

Jungbluth schüttelte den beiden in elegante schwarze Maßanzüge gekleideten Herren die Hand und war zufrieden. Sein Plan hatte funktioniert. Nun würde der Abend ein voller Erfolg werden.

»Das ist doch gar kein Problem. Ich freue mich, Sie begrüßen zu dürfen.« Er konnte es sich nicht verkneifen, ihnen – von Dombrowski allerdings unbemerkt – zuzuzwinkern. »Wo für zweihundert Personen genug da ist, da reicht es auch für zweihundertzwei.« Mit ausladender Geste bat er seine Gäste, ihm in den großen Innenraum zu folgen, wo das Prädikatsweingut »von Othegraven« von der Saar eine lange Theke mit seinen edelsten Erzeugnissen gedeckt hatte. Allmählich trafen die ersten Gäste ein. An der Garderobe hatte man zunehmend zu tun.

»Darf ich Sie auf ein Glas 2011er Altenberger Großes Gewächs einladen?«, fragte Jungbluth den OB und die ihn begleitenden Herren. Behände griff er sich drei Gläser vom Tablett einer aparten jungen Dame, die ihnen in einem engen schwarzen Kleid lächelnd entgegengetreten war, und reichte sie seinen Gästen.

»Ein wunderbarer Wein und ein ebenso wunderbares Ambiente, nicht wahr? Genau das Richtige für einen solchen Abend.«

»Da haben Sie wohl recht, Herr Jungbluth«, sagte Dr. Merseburger, der ältere der beiden Herren, und ließ seinen Blick über den hohen Glaskubus schweifen, der die Thermenanlage aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert überwölbte. »Hätten wir denn vielleicht noch die Gelegenheit, kurz unter sechs Augen mit Ihnen zu sprechen?«

Jungbluth tat ein wenig überrascht. »Aber natürlich, warum denn nicht? Entschuldigt du uns bitte kurz, Dieter? Wir sind gleich wieder zurück.«

Während der Oberbürgermeister einen kräftigen Schluck aus seinem Weinglas nahm und versuchte, mit der hübschen Bedienung einen kleinen Flirt zu starten, gingen die drei anderen Herren mit schnellen Schritten in einen angrenzenden, durch ein Schild als »Technik« bezeichneten Bereich und schlossen hinter sich die Tür.

\*\*\*

Marie-Luise Hoppenstedt hätte den Abend lieber anders verbracht. Vielleicht in Luxemburg in der Philharmonie oder auch im Kulturzentrum TUFA, der alten Tuchfabrik, wo heute der von ihr sehr verehrte Kabarettist Horst Becker einen Auftritt hatte. Aber als Vorsitzende des »City-Rings«, des Zusammenschlusses von mehr als achtzig Kaufleuten aus dem Bereich der Trierer Innenstadt, war die Einladung von Carl-Theodor Jungbluth für die Mittvierzigerin ein Termin, den sie schwerlich ausschlagen konnte.

Ihre anscheinend ausgezeichneten, sogar persönlichen Kon-

takte und die dadurch gleichbleibenden guten Beziehungen zu dem nicht nur in der Kommunalpolitik mächtigen Baudezernenten der Stadt waren sicherlich in den letzten Jahren ein Garant dafür gewesen, dass es der von ihr geleiteten Interessengemeinschaft gelungen war, den vielen mittelständischen Unternehmen dabei zu helfen, die schwierigen Zeiten der Wirtschaftskrise besser als in so manch anderer Großstadt ohne größere Verluste zu überstehen. Doch das, was Jungbluth nun in seinem Dezernat hatte erarbeiten lassen, bereitete ihr momentan mehr Kopfschmerzen als die ganze Heuchelei, die sie ansonsten gegenüber dem Politiker an den Tag legen musste. Sie wusste zwar noch nicht viel, aber sie hatte ihre Informanten. Und das, was diese unabhängig voneinander berichtet hatten, trug nicht zu Marie-Luise Hoppenstedts Erheiterung bei.

Aber vielleicht ergab sich heute in den Viehmarktthermen die Gelegenheit, einmal bei den anderen sicherlich auch anwesenden Mitgliedern des Stadtvorstandes nachzuhören, wie der Baudezernent mit seiner Initiative im Stadtrat verankert war. Warum der ansonsten eher bescheiden daher kommende Carl-Theodor Jungbluth allerdings für seinen sechzigsten Geburtstag eine solch pompöse Feierlichkeit in den nur teuer anzumietenden Viehmarktthermen mit ihrer eher kühlen Atmosphäre ausrichtete, war ihr schleierhaft. Alle ähnlichen Jubiläen der letzten Jahre hatte er im engsten Kreis seiner Familie begangen oder mit wenigen, handverlesenen Freunden und Geschäftspartnern in Sternelokalitäten in und um Trier. Aber Überraschungen gab es ja immer wieder.

Hoppenstedt hatte sich entschlossen, zu Fuß von ihrer Wohnung im Maar-Viertel zum Ungers-Würfel zu gehen. Schließlich regnete es heute nicht, der Abend versprach vielmehr, mild zu bleiben. Ihren Entschluss hatte sie jedoch schnell wieder bereut, als sie mitten auf der Simeonstrabe, kurz hinter der Porta Nigra, Heribert Schlechtriemen gewahr wurde, der sich offensichtlich auch auf dem Weg zu Jungbluths Feier befand. Als er sie sah, winkte er ihr begeistert zu und hakte sich bei ihr unter, sobald er sie schnellen Schrittes erreicht hatte. Sie hasste diesen

Mann, mehr sogar noch als seinen Chef, den Baudezernenten Jungbluth.

»Wie kommt es eigentlich«, fragte sie Schlechtriemen ganz direkt nach einer lediglich angedeuteten Begrüßung, »dass ein subalternen Beamter des Baudezernats wie Sie zur eigentlich nur mit hochrangigen Gästen begangenen Geburtstagsfeier seines Chefs eingeladen wird? Hatten Sie überhaupt einen dem Anlass angemessenen Anzug im Schrank?«

Schlechtriemen musste lachen. Humor hatte er ja, dachte Hoppenstedt. Das musste man ihm zumindest zugutehalten.

»Ach, Frau Hoppenstedt, Sie verfügen wirklich über einen fast schon zynischen Sinn für Heiterkeit.«

Amüsiert öffnete er sein dunkelbraunes Sakko und zeigte der lokalen Lobbyistin den Einnäher seiner Jacke. »Hab ich natürlich nicht in der ›Blauen Hand‹ oder im ›Modehaus Marx‹ gekauft, sondern im Outlet in Zweibrücken. Aber Sie müssen es heute Abend ja nicht jedem verraten.« Schnell schloss er sein Sakko wieder und hakte sich erneut bei Marie-Luise Hoppenstedt unter.

»Und nun vergessen Sie doch zumindest für heute«, fuhr Schlechtriemen fort und grinste dabei über das ganze Gesicht, »dass CT Ihnen den weiteren Ausbau Ihres Geschäfts samt Anbau aus städtebaulichen Gesichtspunkten nicht genehmigt hat. So schlimm wird es Sie ja nicht getroffen haben.«

Hoppenstedt musste schlucken. So ein unverschämter Speichellecker. Tatsächlich war es erst knapp zwei Wochen her, dass sie erfahren hatte, wie es um ihre Pläne zur Erweiterung des von ihr in vierter Generation geführten Schuhhauses stand. Sie hatte zwar noch keine offizielle Antwort von der Behörde, aber die Buschtrommeln in ihrer kleinen Großstadt hatten ihr bereits das ausstehende Ergebnis zugetragen. Sie war gegen Jungbluth und seine Beziehungen letztendlich machtlos. Und genauso fühlte sie sich auch. Denn CT hatte ihr schon oft übel mitgespielt.

Aber Schlechtriemen hatte recht. Wenn sie sich an Jungbluth rächen wollte, dann würde sie seinen Mitarbeiter vielleicht noch brauchen. Wer konnte das schon wissen? Diesmal würde sie

Jungbluths Aktion nicht auf sich beruhen lassen, zumal es nicht die einzige Demütigung war, die er ihr zugefügt hatte – und auch nicht die schlimmste. Genug war genug. Sie war bei ihren Mitarbeitern dafür bekannt, dass sie durchaus grausam sein und über Leichen gehen konnte.

\*\*\*

Sie hasste Tiefgaragen, ebenso wie sie eigentlich auch das Autofahren hasste. In ihrem Amt war die Nutzung einer Dienstlimousine jedoch fast schon Pflicht. Und da sie sich in den letzten Monaten einige Gegner durch allzu unbedachte Aktionen und von der Presse provozierte Aussagen gemacht hatte, die schließlich in einem Farbbeutelattentat in dem Stadtbus gemündet hatten, den sie immer nutzte, um morgens zum Rathaus am Augustinerhof zu gelangen, war sie nun eher froh, einen Dienstwagen mit Fahrer zu haben.

Unterirdisch angelegte Garagen machten ihr allerdings noch immer Angst. Besonders die am Viehmarkt neben der Thermenanlage, wo heute ihr Kollege seinen Geburtstag feierte, ließ sie erschauern. Nicht dass die Garage eng oder dunkel gewesen wäre. Beileibe nicht. Hier zelebrierten die Stadtwerke ein neues, angeblich benutzerfreundliches Konzept, das besonders auf Frauen mit großen Fahrzeugen, sogenannten SUVs, ausgelegt war. In der Tiefgarage Viehmarkt war es vielmehr die Existenz von mindestens einer oder gar zwei weiteren Etagen in der Tiefe, die sie beunruhigten. Niemals ausgebaut und in Betrieb genommen, waren es Räume außerhalb der wahrnehmbaren Stadt, die sie an Gruselgeschichten aus ihrer Kindheit denken und sie auch heute noch, mit Anfang fünfzig, zittern ließen.

Friedhelm Wicht, ihr Fahrer, steuerte den Audi gekonnt wie immer in eine freie, für einen dieser spritfressenden City-Jeeps besonders breit eingerichtete Parklücke.

»So, Frau Dr. Knöth. Da sind wir. Wollen Sie den Haupteingang der Thermen benutzen, oder soll ich Ihnen die Tür zeigen, durch die Sie direkt aus dem Parkhaus in den Thermenkomplex



gelangen? Sie ist gleich da vorn.« Der Fahrer drehte sich nach hinten und wies mit der Hand auf eine unscheinbare Stahltür, vor der ein alter weißer, deutlich verbeulter französischer Kastenwagen mit dem Heck zur Wand parkte.

»Nein, Friedhelm«, entgegnete die Kulturdezernentin, »vielen Dank. Ich gehe durch den Haupteingang. Die Tür ist doch eher für den Caterer oder die anderen anliefernden Dienste gedacht. Als geladener Gast sollte man stets durch das Hauptportal treten. Ich bin doch kein finsterer Eindringling.«

»Da haben Sie wohl wieder einmal recht, Frau Dr. Knöth.« Wicht rieb sich verlegen das rechte Ohr. »Ich warte dann hier auf Sie.«

Behände stieg er trotz seines kapitalen Bauchs aus dem Auto und öffnete den Fond des Wagens, um seine Chefin aussteigen zu lassen.

»Genießen Sie den Abend«, sagte er noch.

Aber Lolita Knöth schüttelte nur den Kopf und winkte ab. »Ach Friedhelm, Sie wissen doch, wie ich zu Jungbluth stehe. Ein Spaß wird das heute also nicht.«

Langsam und bedächtig durchschritt sie auf ihren Gesundheitsschuhen das verhasste Parkhaus und atmete erst auf, als sie das geräumige und bereits von Ungers gestaltete Treppenhaus erreicht hatte. Es würde sie nicht wundern, wenn Jungbluth diesen Ort speziell dafür ausgesucht hätte, um sie persönlich zu demütigen. Seit sie aus dem Osten der Republik an die Mosel gekommen war, sabotierte ihr Kollege ihre Aktivitäten, wo er nur konnte. Selbst vor Rufmord schreckte er nicht zurück, obwohl sie ihm das bisher nicht hatte nachweisen können. Erst neulich hatte es in der Presse plötzlich geheißt, sie sei ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen: die Psyche ... Es hatte einige Zeit und viel Antichambrieren gekostet, um aus dieser offensichtlich lancierten Geschichte wieder herauszukommen. Woher die Anschuldigungen gekommen waren, war bis heute im Dunkeln geblieben. Sie aber war sich sicher. Alles trug Jungbluths Handschrift.

Einiges hatte sie über ihn in den letzten Jahren in Erfahrung

bringen können, manches aus seriösen, manches aus eher windigen Quellen. Nur um ihn tatsächlich zu Fall zu bringen, dafür fehlten ihr bisher die schlagkräftigen Beweise. Andererseits war sie vor sechs Wochen immerhin seine Stellvertreterin geworden, die genau dann, wenn er dienstunfähig werden sollte, mit seinem »Saustall«, wie viele in Trier sein Dezernat nannten, würde aufräumen können. Aber dazu musste er erst einmal weg.

Knöth lächelte, während sie die Tiefgarage verließ und auf den hell erleuchteten Glaskubus zusteuerte, bei dem Gedanken an einen möglichen und möglichst baldigen »Unfall« ihres Kollegen.

\*\*\*

In den Viehmarktthermen war es mittlerweile richtig voll geworden. Das Streichquartett des »Collegium Musicum« der Universität spielte Mozart, und die jungen Damen, die Wein und Champagner servierten, hatten viel zu tun. Auguste LePetit stand hinter seiner geliehenen, extrem gestylten mobilen Küchenzeile mit ihren vielen Gasflammen und Warmhalteklappen und tätigte die letzten Vorbereitungen, bevor er gegen kurz nach neun mit dem Kochen beginnen sollte.

Er hasste dieses Hantieren vor Gästen. Aber das Fernsehen mit seinen Kochshows hatte es populär gemacht, den Köchen bei ihrer Tätigkeit zusehen zu können. Selbst in der Kantine des Polizeipräsidiums gab es einen Wok, an dem das Unmittelbare zu erleben sein sollte. Frische sollte das suggerieren und die Reinheit der Zubereitung, die von vielen gefordert wurde, garantieren.

LePetit jedoch empfand es als Beleidigung. Niemals hätte er Glutamate oder andere Geschmacksverstärker, nicht einmal so etwas wie Halbfertigprodukte, in seiner Küche verwendet. Er fasste dies als einen extremen Widerspruch zu seinem eigenen Berufsethos auf – und er hatte sein ganzes Berufsleben nach dieser Philosophie gehandelt.

Jungbluth hatte sich für den heutigen Abend etwas ganz Besonderes gewünscht. Es sollte gebratene Gänsestopfleber auf Gewürzbrot sowie weitere klassische *hors d'œuvre* der französi-

schen Vorspeisenkultur geben, danach verschiedene raffiniert zubereitete Geflügelsorten in unterschiedlichen Soßen und eine Reihe von ausgefallenen Gratins und Rinderschmorgerichten. Und jeder, der wollte, sollte sich aus einer reichen Auswahl von teilweise noch lebenden Meeresfrüchten – Jungbluth hatte extra ein Aquarium für Krustentiere und einige exotische Fischarten aufbauen lassen – seine ganz individuelle *plateau de fruits de mer* zusammenstellen lassen können.

Für LePetit bedeutete dieser Auftrag seit langer Zeit mal wieder einen interessanten Einsatz, wenn er auch mittlerweile keine allzu große Lust mehr verspürte, für Geld zu kochen. Denn die meisten seiner Auftraggeber, besonders aber Jungbluth selbst, behandelten ihn schlecht. Und er hasste seine Kunden dafür. Sie schlugen sich die Bäuche voll und blickten dabei auf ihn wie auf ein exotisches Tier, das man angaffern konnte, über das man sich aber eigentlich eher lustig machte. Sie genossen seine Speisen, lachten aber über seine Nase und die etwas unproportioniert gewordenen Maße seines Körpers. Und wenn er schwitzte, empfanden sie das vielfach als eklig. Sollten diese Lackaffen doch einmal selbst am Herd arbeiten.

Doch das taten sie nie. Alle hatten zwar Küchen, die gegenüber jenen, in denen er zu seinen besten Zeiten gekocht hatte, wie Hightech-Laboratorien ausgestattet waren, aber darin mehr herzustellen als ein Omelette oder einen einfachen Auflauf, das schaffte sicherlich keiner der hier Anwesenden. Ob irgendeiner der Gäste wohl jemals etwas von Escoffier gehört hatte? Er konnte es sich nicht vorstellen. Aber was sollte er tun? Job war Job. Und der noch immer nicht abbezahlte Kredit lastete schwer.

Gerade als LePetit seine *Sauce béarnaise* mit einem letzten Hauch Estragon abrunden wollte, trat Jungbluth ans Mikrofon. LePetit hatte ihn vorhin, während er die Küchenzeile ausstattete, beobachtet, wie er lässig und völlig entspannt in seinem glänzenden grauen Maßanzug auf dem Absatz der Treppe stand und seinen Blick durch die Thermen schweifen ließ. Nun aber, fand der Koch, sah der Baudezernent ganz anders aus. Sein Gesicht war hochrot, er wirkte wie ausgelaugt, wie nach einem Dauer-

lauf. LePetit konnte erkennen, dass sich unter seinen Achseln Flecken auf Hemd und Sakko gebildet hatten. Und seine Augen: Sie schienen vor Aufregung nicht stillstehen zu können. So hatte LePetit den Baudezernenten noch nie gesehen. Dennoch schien sich Jungbluth völlig unter Kontrolle zu haben. Langsam hob er, nachdem es im Raum still geworden war, den Kopf und begann zu sprechen.

\*\*\*

Es regnete leicht, als Gotthilf Hanselmann das Theater durch den Bühneneingang verließ. Ein knapp genickter Gruß zum Pförtner, der wie immer lesend in seiner Loge saß und kaum aufblickte, und der Intendant war aus dem ihm so verhassten Bau herausgetreten.

Immer wenn er die Waschbetonplatten des Weges zwischen Theater und Antonius-Kirche beschritt, wurde ihm klar, welche schlechte Lobby seine Kunst in der Moselmetropole hatte. Klar, in der ortsansässigen Tageszeitung wurden seine Inszenierungen und sein Management mehrheitlich gelobt, und auch überregional musste er sich mit seinen Initiativen nicht verstecken. Doch vor Ort schrieben sowohl im Printbereich als auch bei den Online-Medien nur einige wenige, die ihm zudem noch alle persönlich bekannt und lieb waren.

Innerhalb der Stadtverwaltung hatte er einen schweren Stand. Sein Theater war ein städtisches Amt und trug die Nummer 16. So stand es auch auf seinem Nummernschild: TR-16. Anfangs hatte er das noch als lustig empfunden. Mittlerweile war ihm das Lachen allerdings im Halse stecken geblieben. Manchmal brachte es ihm sogar fast Erstickungsanfälle.

Es gab Probleme mit dem Ticketbestellsystem, das nur als altertümlich bezeichnet werden konnte und in der Vergangenheit das Haus sicherlich viele Besucher gekostet hatte. Neuerungen, die diesbezüglich vielfach vorgeschlagen worden waren, versackten im Sumpf der Behörde oder wurden aus formaljuristischen Gründen verhindert oder verschleppt.